

10 *Ties that bind?*

Was »bindet«, mag reißen, und was »hält« (Hegel), wird vielleicht brechen. So gesehen kann das Band gar nicht stark, die Ordnung gar nicht stabil genug sein. Dass es auch ein Zuviel geben könnte – dieser Gedanke verbietet sich fast von selbst. Aber schon Hegel wälzt ihn. Stabile Verhältnisse erzeugen feste Gewohnheiten, und sie sind zweiseitig: einerseits segensreich, weil auf ihrem Boden keine Verrücktheiten (»willkürliche Einfälle«) gedeihen; andererseits kommt Monotonie auf, das Einerlei betäubt, schläfert den Ehrgeiz ein und trocknet die Neugier aus. Der »Mensch stirbt auch aus Gewohnheit, das heißt, wenn er sich ganz im Leben eingewohnt hat, geistig und psychisch stumpf geworden und der Gegensatz von subjektivem Bewusstsein und geistiger Tätigkeit verschwunden ist.« (Hegel 1986, 302)

Ewiger Trott und geistiger Tod sind, so betrachtet, untrennbare Gefahren; wer das Elend vermeiden will, muss den Gleichlauf unterbrechen. Dieser Zusammenhang legt sich über alle Lebensbereiche, weshalb stabile gerne als »alternde« oder »sklerotische« Gesellschaften beschrieben werden, beginnend mit Hegel selbst: »Im Frieden dehnt sich das bürgerliche Leben mehr aus, alle Sphären hausen sich ein, und es ist auf die Länge ein Versumpfen der Menschen; ihre Partikularitäten werden immer fester und verknöchern. Aber zur Gesundheit gehört die Einheit des Körpers, und wenn die Teile in sich hart werden, so ist der Tod da.« (Hegel 1986, 493) Hegel glaubt auch zu wissen, was dagegen hilft – die Blutaufrischung funktioniert nur mit Blut: »Aus den Kriegen gehen die Völker nicht allein gestärkt hervor, sondern Nationen, die in sich unverträglich sind, gewinnen durch Kriege nach außen Ruhe im Innern.« (Hegel 1986, 494) Das Leben entsteht aus dem Tod, der Brandstifter kuriert den Biedermann.

Wäre dem so, hätte Amerika gerade eine Therapie begonnen. Etlichen Diagnosen zufolge ist am 2.8.2015, als in San Bernadino/Kalifornien 14 Menschen erschossen worden sind, der Krieg ausgebrochen: »Viele der republikanischen Präsidentschaftskandidaten, darunter Marco Rubio, Ted Cruz und Donald Trump, reagierten mit der Feststellung, Amerika sei im Krieg.« Noch stärker hat Chris Christie aufgetragen: »Tatsache ist, dass wir einen neuen Weltkrieg haben, einen, der anders aussieht als die zwei bisherigen. Dieser hier wird von islamischen Jihadisten geführt, die Tag für Tag darauf aus sind, Amerikaner zu töten und unseren Alltag zu zerstören.« (Wikipedia, »2015 San Bernadino Attack«) San Bernadino – ein zweites Pearl Harbor? Wäre diese Rede vom Krieg mehr als Kriegsgeschrei gewesen, hätte ein »Ruck« durch Amerika gehen müssen. Was ist stattdessen passiert? Die lähmende *Angst* vor dem Terror hat zugenommen und das Vertrauen in den Staat einen neuen Tiefpunkt erreicht: »Lediglich 55 Prozent aller Amerikaner vertrauen mehr oder weniger darauf, dass die Obama-Regierung ihre Bürger vor künftigen Terrorakten schützen kann.« Das Ergebnis einer Gallup-Umfrage im Nachhinein. Zum Vergleich: Nach dem 11. September 2001 haben noch neun von zehn Amerikaner geglaubt, George W. Bush würde es den Terroristen gehörig heimzahlen (The Washington Beacon, 11.12.2015).

Etwa zur selben Zeit hat Frankreich – nach dem Anschlag auf *Charlie Hebdo* – seinen eigenen Krieg ausgerufen: »La France est en guerre contre le terrorisme.« (François Hollande)¹ Und einen Augenblick lang sah es danach aus, als ob Hegel in diesem Land Recht behalten würde: Der anschließende Protestmarsch »in Paris wurde zu einem Aufstand der Bürger für ihre Freiheitsrechte. Zwischen 1,5 und zwei Millionen Menschen schrieben Geschichte, indem sie unter dem Motto »Wir sind Charlie« für Meinungsfreiheit demonstrierten. Die Manifestation ging vom Place de la République aus, doch schon lange vor dem offiziellen Start um 15 Uhr war der so überfüllt, dass viele ihn nicht mehr erreichen konnten. Noch um 18 Uhr zogen Zehntausende Richtung Place de la Nation. Auch in anderen Großstädten wie Lyon, Bordeaux, Marseille wurde demonstriert: Im gesamten Land sollen – inklusive Paris – über vier Millionen Franzosen auf die Straße gegangen sein. Laut Angaben der Polizei sind in der französischen Geschichte noch nie so viele Menschen bei einer Demonstration

1 | www.europe1.fr/politique/hollande-la-france-est-en-guerre-contre-le-terrorisme-jihadiste-2621357

aktiv gewesen.« (Handelsblatt, 11.01.2015) Danach kam nicht mehr viel. Wenig später erhielt das Land bekanntlich seine zweite Bewährungsprobe – in deren Gefolge sind die Popularitätswerte des Präsidenten kurzfristig und minimal (auf magere 23 Prozent) gestiegen. Ansonsten? Man hat den Polizeiapparat aufgerüstet, Freiheiten kassiert und Gesetze so weit verschärft, wie es im Rahmen des anschwellenden Parteiengezänks möglich gewesen ist. Im Übrigen auch hier das große Zittern: »Der Terrorismus löst bei 85 % aller Franzosen Angst aus.« Anderswo steht es um die Schocktherapie nicht besser: fast 90 % Ängstliche in Großbritannien, und selbst Deutschland, das bisher immer wieder noch einmal davon gekommen ist, findet keine Ruhe mehr – rund zwei Drittel fürchten sich. Alles in allem also nichts, was nach politischer Revitalisierung aussehen würde, obwohl man sich darauf einstellt, dass hinter der nächsten Ecke schon die nächste Bombe hochgeht. Oder *weil* es so ist?

Kriege sind, kurz gesagt, nicht mehr, was sie mal waren: das genaue Gegenteil von Frieden. Gesellschaften, gerade westliche, müssen wohl oder übel damit leben, dass sich die »epidemische Gewalt« (Garapon 2016) in ihrem Alltag einnistet. »Zerstört ihre Betten, macht ihr Leben bitter«, heißt das neue Motto (Die Zeit, 22.01.2015). An »Palästen« besteht kein gesteigertes Interesse mehr, ins Visier geraten »Hütten«, die Lebensräume der kleinen Leute: Arbeitsplätze, Fußballspiele, Nachtclubs, U-Bahnhöfe, Zugfahrten; selbst der Karneval findet unter Polizeibewachung statt. Vor Ort wird deutlich, wie sehr das gewohnte Leben leidet: »New Yorks Penn Station sah aus wie immer, voll gepfercht mit Menschen, die irgendwo hinwollten. Vor den Anzeigetafeln herrschte großer Andrang – alle warteten darauf zu erfahren, von welchen Bahnsteigen ihre Züge abfahren würden. Erst auf den zweiten Blick konnte man erkennen, dass Soldaten da waren. Sie standen an verschiedenen Stellen in der Bahnhofshalle, mit ihren Tarnuniformen und Schutzwesten.« Man hatte sie dort postiert »für den Fall, dass Terroristen auftauchen würden. Die Sicherheitsmaßnahmen sind verschärft worden, weil Penn Station zu den Orten gehört, die unter dem schaurigen Namen »weiche Ziele« laufen. Es sind öffentliche Plätze ohne Metalldetektoren oder Kontrollstellen, an denen die Leute ihre Gürtel abnehmen und Schuhe ausziehen müssen. Schilder fordern dazu auf, die Arbeit des Sicherheitspersonals durch eigene Wachsamkeit zu unterstützen: »Fällt Ihnen etwas Verdächtiges oder Ungewöhnliches auf, melden Sie es!« Doch wenn die Angst herrscht, ist alles verdächtig, alles ungewöhnlich.« Das endlose Reich der weichen Ziele liegt »im Schatten

einer Gewalt, die uns jederzeit heimsuchen kann, ohne Warnung, ohne Gewissen, ohne Logik« (Washington Post, 12.11.2015). Ihr einziges Gesetz ist das *grenzenloser Verunsicherung*. Und, um die Perfidie abzurunden, je mehr Wachen aufziehen, desto häufiger werden die Menschen daran erinnert, dass sie geschützt werden müssten, aber am Ende nicht können.

Wie sieht das Leben in Angst aus? Oder anders gefragt: Wenn Terror kein Krieg ist, was ist er dann? Eine »Pandemie« (Garapon 2016) oder »tödliche Seuche« (Die Zeit, 24.09.2014), sagen manche. Der Vergleich erinnert daran, dass Hobbes sein Schreckbild, den »Krieg aller gegen alle« – der ja, genau betrachtet, mit Kriegen auch nichts gemein hat –, einer antiken Pestepidemie nachgebildet haben dürfte (Ginzburg 2008). Allein, was Thukydides zufolge in Athen passiert ist, wird sich heute nicht mehr wiederholen: »Leichter erfrechte sich jetzt mancher zu Taten, an die er vorher nur im Geheimen gedacht hatte, da man den raschen Wandel sah zwischen den Reichen, die plötzlich starben, und den früher Besitzlosen, die nun mit einem Mal deren Hab und Gut besaßen. So hielten sie es für recht, das Angenehme möglichst rasch und lustvoll zu genießen, da ihnen ja Leben und Geld gleicher Weise nur für den einen Tag gegeben seien.« Gesetze hätten diese Eruption verhindern sollen, doch um sie hat sich kein Mensch gekümmert – niemand glaubte, »für seine Vergehen noch Gerichtsverhandlung und Strafe zu erleben« (Thukydides 2004, 149 f.). Seitdem hat sich vieles geändert, besonders die *Wahrscheinlichkeit*, selbst ein Opfer zu werden. Praktisch jeder Athener musste damit rechnen, während es heute immer nur relativ wenige treffen wird – eine Differenz, die sich aufs Verhalten auswirkt: in Athen Verrücktheit aus Verzweiflung, in Amerika, nachdem Ebola ausgebrochen war, *Vorsicht auf Verdacht*. Es wurden Schulen zugesperrt, Lehrer nach Hause geschickt, Stewardessen beurlaubt, Flüge gestrichen, Reisen verschoben, Sportstätten geschlossen, Körperkontakte minimiert (»fewer handshakes«), alles aus jenem Übermaß an Sorge, das sich zu empfehlen scheint, wenn Mitmenschen zu Virusträgern mutieren. »Ich glaube nicht«, erfährt man von einer wachsamten Seele, »dass da etwas dran ist, doch wollten wir auf jeden Fall vorsichtig sein und haben daher die gebotenen Maßnahmen getroffen.« (New York Times, 24.10.2014) Es ist nichts, doch auf alles muss man gefasst sein – nicht mehr nur der Staat misstraut seiner Gesellschaft (weiterhin), sondern die Gesellschaft misstraut sich jetzt auch selbst.

Wie die Seuche, so der Terror? Womöglich ist das Band noch enger: »A ›Dark Winter‹ of Ebola terrorism« (Washington Post, 20.10.2014) könnte

uns bevorstehen. Derweil begeistert Donald Trump Millionen mit dem Vorschlag, Terroristen im Kampf Mann gegen Mann unschädlich zu machen (New York Times, 19.05.2016). Offenkundig fehlt da ein Zwischenstück – die politische Vernunft. Sie hätte zwar keine Antworten parat, würde aber den richtigen Fragen nachgehen: »Kann sich eine freie Gesellschaft in ständiger Bedrohung einrichten, in Angst und Misstrauen, auf Dauer? Und was für eine Gesellschaft wird das dann? Was macht die permanente Furcht mit den Menschen? Den Institutionen? Der Politik? Mit den Familien? Dem Einzelnen?« (Die Zeit, 22.01.2015) Die Antworten müssten komplex ausfallen – in einer Zeit, da »einfache Lösungen« Konjunktur haben und Komplexität schon lange aus der Mode gekommen ist.

